

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erheint täglich

Halle a. S., den 9. Juli

1921 / Nr. 157

## Die Herweghs.

Ein rechtschaffener Roman von Liesbet Dill.

Seit Grete so viel spazieren ging, der Druck hatte sie jedes Interesse an ihrem Haushalt verloren. Man sah ihren Salon an, daß ihn eine gleichgültige Jungfer aufreimte. Das Kopenhagener Porzellan war nicht mehr abgehaut und in den Jardiniere verrotteten die Begonien, und alle Uhren waren stehen geblieben, als wären sie es nicht mehr der Mühe wert, weiter zu tuten. . . Diese Spaziergänge zogen sich meist bis zum Abend hin, die gemüthliche Lust in ihrem Salon hatte man längst aufgegeben.

Als Ernst eines Nachmittags heraufkam zum Tee, fand er die Salontür verschlossen. Er fragte erst dann Gretes Jungfer, warum das Zimmer plötzlich abgeschlossen sei? Und das Mädchen antwortete höflich, „Nun, damit keiner hereinkommt.“ Er fand das merkwürdig und befragte seine Frau des Abends bei Tisch nach dem Grund. Sie gestand ihm, daß sie dem neuen Mädchen nicht traue, es handelte sich um ein solches Porzellan-Mädchen. Aber es kam ihm vor, als ob Grete das mit einer leichten Verlegenheit gesagt habe. Indessen legte er ihren Worten zu wenig Bedeutung bei, um darüber nachzudenken, er hatte anderes zu tun. Er mußte jetzt arbeiten, sein Haushalt verlangte Anstrengungen und sein Schwiegervater bezahlte keine Rechnungen mehr. Seit aus allen Ecken diese Amateureinhandlungen emporkrochen, die ihre giftigen gefälschten Werte einem unwilligen Publikum vorsetzten, das sie auch ruhig trane, war sein Geschäft zurückgegangen.

„Von ihm hatte Grete vorläufig nichts zu hoffen. Die Amvortzeit war unerschwinglich geworden, seit Erlers bei ihr arbeiten ließen, und Goldenberg hatte die Miete wieder erhöht.“

Die Tage war „Gold wert“. Im Parterre trühtete der Wirt des Restaurant Landhäuser jetzt ein spiegelglänzendes Kaffee ein, trotzdem Grete empört ihre Stimme erhob, aber Goldenberg war auf dem Steine. Er hatte sich in das Hinterhaus zurückgezogen, wohin er auch das Sofa verlegt.

Das Haus hatte durch dieses Kaffee etwas Gemüthliches bekommen, man begagnete fortwährend auf der Treppe Mädchen, oder Kandidatinnen. Wenn Ernst auch jetzt wenig von seiner Familie sah, ließ ihn die Sorge um sie doch nie los. „Wenn ich dich noch einmal mit diesem Kellner Billard spielen antreffe, ähm, dann hab ich dir zum letztenmal einen Kuss gegeben“, drohte Ernst. Aber was half das alles? Jeder hatte triftige Gründe, mit seinem Geld nicht auszukommen.

„Du kannst doch nicht verlangen, daß ich mein letztes Armband verleihe oder einen Proleten heirate“, sagte Liane gekränkt.

Diese Toiletten und Reisen betrachtete sie als Geschäftsspielen. Wenn sich Liane einmal verheiratete, bekam er ja alles zumid.

Selbst brauchte Nadstift zur Langstunde oder wollte einem Freund Geld geliehen haben, was zwar bei der nächsten Lebensaufhebung des Mümmels unwahrscheinlich war, er hielt immer seine lange Sand auf . . . molen . . .

Wann sein Mutter kam, mit diesem Ausdruck halber Verlegenheit auf dem hübschen Gesicht, und sie ihn in seinem Bureau aufsuchte, das waren für ihn die bankesten Stunden. Es war immer dasselbe Klagebild, dessen Melodie ihn schon als Junge begleitet hatte. Das Kapital war aufgezogen, der Bankier hatte es eines Tages der erkrankten Frau von Herwegh mitgeteilt. Es war fort, einfach fort. Und die Majorspenion reichte gerade für die Miete.

Sie hatte nur Ernst, auf den sie bauen konnte, auf den sie sich verließ. Er gab, was sie verlangte, wenn er auch oft das Gefühl hatte, es sei nicht richtig, immer nur zu geben.

Aber seiner Mutter etwas abzugeben, war ihm unmöglich. Auf war seines Rheumatismus in der linken Schulter wegen genötigt, in diesem Sommer eine gründliche Kur zu gebrauchen, und hatte sich im Palasthotel einquartiert, wo warme Quellenbäder verabreicht wurden. Er wollte Mama keine Unannehmlichkeiten machen, er mußte früh haben und wurde massiert, und das Herweghsche Haus war auf Frühstunde der Tagesgrauen nicht eingerichtet. Er hatte sein Reitpferd mitgebracht.

„Junge, Junge, das haben Sie sich ja ein eingerichtet!“ Der General flopte auf die Schulter. „Na, denn man zu gemessen Sie Ihr Leben, es ist ohnehin so kurz. Und wenn ich mal was lese, ich bräut beide Augen zu.“

Der alte Herr spielte dabei auf gewisse Damen an, mit denen man sich früher in der Dämmerung oder bei beglücklicher Beleuchtung am Kurhausweiher getroffen hatte. Er achtete nicht, warum Luz etwas zusammenzuckte. „Aha, alter Herr. Ich such mir jetzt ne Frau. Wir werden froh.“

Herwegh hatte sich schon in München viel mit gerächtlicher Medizin beschäftigt. In seiner Bibliothek sammelte er hauptsächlich wissenschaftliche Abhandlungen berühmter Physiker. Die Fragen der Behandlung verarmelter Kinder und die Beurteilung fündlicher Verbrecher. Diese Artikel hysterischer Epidemien in den Schulen, individueller Gemüthungen und ihre Bekämpfung, der Einfluß des Alkoholgenusses der Eltern und Älteren auf die Nachkommen, hatte er früher viel mit Doktor Ridert diskutiert. Dieser behauptete, alle Verbrecher seien im Raub erzogen.

Sie seien mit diesen Anlagen geboren und könnten für ihre Taten nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Ansichten seiner Kollegen gingen in diesen Fragen auseinander. Die meisten beschäftigten sich nicht mit Psychologie. Das überließ man den gerächtlichen Pflanzern. Die Richter sehen es nicht gern, wenn sich die Advokaten als Stillstuppen Letzte hinguogen, welche ihre Rechtsurteile oft durch ihre wissenschaftlichen Belege wertlos machten.

„Wenn alle Verbrecher als geistig normal erklärt werden“, sagte der Landrichter, mit dem Herwegh nach der Sitzung besprach, „dann man aus besten das ganze Gericht zu übergeben die Rede und Wader von Irrenanstalten, dann kann der Staat für sie sorgen und unfeiner hat wenigstens keine Arbeit mit ihnen.“

Staat für sie sorgen und unfeiner hat wenigstens keine Arbeit mit ihnen.“

Es wehte Herwegh immer eine feindselige, kühle Luft entgegen, wenn er mit Juristen auf diese Fragen kam. Er fühlte das, aber dieses Ausweichen war nur natürlich, ein Richter durfte sich nicht in diesem Labyrinth verlieren.

Sein Kollege Ehrlich fand diesen Fragen skeptisch gegenüber. Er hatte die Praxis seines Vaters übernommen und führte sie ganz im Sinne seines alten Herrn weiter. Nur war er nicht so grob, sondern sehr fortrek und gewandt, und dafür bekannt, daß er nur „halbreine Fälle“ übernahm.

Die anderen lehnte er ab. Er glaubte nicht an die geheimnisvollen Gefühlslomplexe, an die sich die Gedankenrichtungen und Willensrichtungen der Menschen anknüpfen. „Hauptbegriff Gefühl“, sagte Ehrlich, „wenn wir uns erst darauf einlassen.“ Er zuckte die Achseln. „Gewiß stellt die Vererbung und Befahrung der Verbrecher eine gefährliche Vereinfachung dar, aber wenn man alle Verbrecher ihrer angeborenen Eigenschaften wegen freisprechen wollte, wäre die Welt bald in Händen von Justizkäufern.“

Herwegh widerlegte sich. „Die Menschen werden nicht allein durch sprachliche Gedankenvermittlung, sondern auch durch vorgebildete Gemeinshaft der Gefühle beeinflusst werden, und sie müssen danach handeln, ob sie wollen oder nicht.“

„Lieber Kollege.“ „Wir alle sind aus der inneren Anlage heraus nicht nur Menschen, sondern auch Willenshelfer.“ fuhr Herwegh fort. „Es gehört zu unserem Beruf, daß man andere versteht, und ich den fremden Gefühlslustand vergegenwärtigt. Die Einführung ist es, was uns Juristen fehlt.“

„Lieber Herwegh“, sagte Ehrlich, der diesen Ausführungen mit einem überlegenen Lächeln gefolgt war. „Sie haben in allem recht. Sie geraten dabei aber auf die Bahn des Pflanzers und den kümmerlichen rechtliche Beurteilung eines Falles wenig. Der Richter soll nur die Tat beurteilen, um das Wie und Beibehalt hat er sich nicht zu kümmern.“

„Aber wir Verbrecher, müssen wir das!“ rief Herwegh. „Nein, das betreibt ich ganz entschieden, denn wir kommen damit auf die schiefe Ebene.“

„Und wohin führt Ihre gerade fortrek Richtung?“ „Zum Ziel, das wir uns alle stellen sollen, zur gerechten Beurteilung des Falles.“

„Dane daß wir seine Gründe unterucht haben?“ „Die andere führt ebenfalls zu dem Chaos und den denken Wänteln, in denen sich die faulen Fälle verbergen“, sagte Ehrlich. „Beschäftigen Sie sich nicht zu viel damit, es ist nicht gut.“

Als Herwegh zum erstenmal die Affen eines solchen zweifelhaften Falles in die Sand nahm, um ihn zu bearbeiten, erinnerte er sich an dieses Gespräch, er zögerte eine Weile und schaute sinnend in die Wäntel.

„Soll ich oder soll ich nicht?“ Die anderen Kollegen hatten bei Fall Isrian abgesehen. Es war eine Postleiferstraße, die eine Reihe von Diebstählen begangen hatte und von dem Besitzer eines Warenhanles auf früherer Zeit erriep und angezeigt worden war.

Auf die Anzeige hin richteten sich auch andere geschädigte Kaufleute, die bisher aus Rücksicht auf die Familie geduldeten hatten, und es kam heraus, daß diese Frau, deren Mann ein ausnehmendes Gebalt besaß, die in geordneten Verhältnissen lebte, die selbst Vermögen besaß, jahrelang keine und größere Diebstähle in den Geschäften mit einer geradezu raffinierten Geschicklichkeit ausgeführt hatte. Man fand bei der Hausuntersuchung ausgepackte Beize von Seidenstoffen, Mägen, Wäsche, lebende Strümpfe, Sämd, Mägen, Spigen. Ihre zwei wohlgezeugenen beschiedenen Kinder waren ganz verfort, daß ihre Mutter als Diebin entlarvt war.

Der Mann war gebrochen von dem jahrelangen Kampf gegen eine Leidenschaft, gefoltert von der täglichen Angst, daß einmal alles ans Licht kommen würde.

„Ach, Herr Rechtsanwalt, Sie wissen nicht, was es heißt, seine Frau, die man geliebt hat, die einem Kinder geboren hat, als Diebin zu sehen.“ Der Mann begann seine Ehe zu schildern. „Wir waren so glücklich, meine Frau ist so hübsch und eine treue, sorgende Mutter, auch meine armen Kinder.“ Und der Mann bedeckte sein graues Haar vollummer.

Er weinte. Herwegh suchte sich vergebens gegen das Mitgefühl zu pauern. Er wollte diesen Fall nicht nehmen. Etwas in ihm regte sich und hob warnend seine Sand. Aber der Mann war seine Kinder jammerten ihn.

Sein eigenes Unglück erwachte wieder, das die Musik eine Zeitlang behält zu haben schien. Grete . . . war sie denn besser wie die Unglückliche?

Er nahm den Fall, trotz des ironischen Lächelns der Kollegen. Vielleicht konnte er die Frau retten.

Es war eine geistige Infantile von schwächerer Gemüthsstimmung, beeinflusbar und indolent, die unter häufigen Depressionen litt. Als Mädchen mußte die Frau ein Modontempus, schon gewesen sein. Jetzt hatte sie etwas Gedrudtes, Scheues, Unsicheres. Wie sie dazu gekommen war, zu stehen, wußte sie nicht anzugeben. Es zog sie fast körperlich in die Wäntel. Sie wachte nachts auf und konnte den Tag nicht erwarten, um sich in die Wäntel zu stellen. Und nach einem solchen Diebstahl empfand sie stets eine große Erleichterung und Befriedigung. Einmal hatte ihr die Ladenbesitzer die Waren im Hinterzimmer wieder abgenommen, hatten sie gewarnt. Sie hatte gemeint, bereit, doch kaum betrat sie wieder ein Geschäft, so kam die unwiderstehliche Sehn nach neuem ihr.

Die Sinne war bei ihr beschloßen, ohne Erwägen und ohne Ablicht. Es war eine Gewohnheitsverbrecherin. So oft er die Unglückliche vor sich sah, dachte er an seine eigene Frau.

Herwegh verglich die „erdlich Geschädigten“ mit „verbaute Schiffe, die mit einer gewissen fatalistischen Notwendigkeit in Lebensstapen unterliegen“ mußten. Denn die Charaktererleichterung war häufig nur das erste Wetterleuchten der gütigen Stürme.

(Fortsetzung folgt.)

## Eilige Fahrt.

Von Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Teufel auch und Donnermetter noch einmal: Hab ich mich hochheftig bei Schuberts bis 1/4 Uhr aufhalten lassen und jetzt stellt es sich heraus, daß deren Uhr 10 Minuten nachging. 5 vor 4 ist in der Uhr; schon 10 nach 4 Uhr fährt mein Zug. Elektrische, Postzüge? Nicht nichts mehr! Nur ein Auto kann noch retten. Gott sei Dank, dort kommt eines. Der Chauffeur klopft. Ich bringe in dem Wagen „Hauptbahnhof“ ichre ich. „So schnell wie irgend möglich, ich muß zum Zug. Für jede Minute, die Sie vor 10 Minuten nach 4 dort ankommen, kriegen Sie 5 Mark extra.“

Der Chauffeur lurcht an. Der Wagen steigt. Ob die Zeit noch ausreicht? Sie muß, sie muß. Ich darf den Zug nicht verfehlen. Der nächste fährt erst 9 Stunden später. Ich aber muß noch heute abend in Köln sein. Schwere gefühlvolle Erziehung, läme ich nicht rechtzeitig an.

3 vor 4. Der Chauffeur scheint zu tun, was er kann. Zimmer ob er's schafft? Es ist noch ein gut Stück zum Bahnhof. Ein Glück, daß ich meine Karte schon habe. So kann ich direkt vom Auto weg zum Bahnhofs steigen.

Der eigentümliche brummen erst über hell, dann über dumpfe Schläge in den Kopf. Ich schwänke zwischen Optimismus und Pessimismus. Einmal scheint es mir, als sei das Spiel verloren, dann wieder fühle ich mich gerettet.

Jetzt biegt der Chauffeur in die Straße ein, in der es ein weites Stück geradeaus geht. Wir überholen alles. Straßenbahnen, Droschken, andere Autos. Schump; wieder ist nach kurzem Kampfe eine Straßenbahn passiert. Doch, doch; wir schaffen's. 3 nach 4 zeigt die Strickuhr an. Wenn es so weiter geht, sind wir in 3 Minuten da. Es geht nicht ganz so weiter. Straßenbindungen sind zu nehmen, die Gefährlichkeit wird gemäßig werden. Mein Herz bebzt wieder. 5 nach 4. Nun geht's wieder rasend. Dort wirft schon über die Häuserreihe ragend der Turm des Bahnhofs über. Ich nehme meine Karte zur Hand, ziehe meine Briefschale, damit alles recht schnell sich erledige. Gott sei Dank; wir sind zur Stelle. Der Chauffeur bremst. Ich springe aus dem Wagen. Werde bißchen ein wenig Blick auf die Uhr: 8 nach 4. Dann frage ich: Rostenpunkt?

„Die Tage macht 14 Mark“, sagt der Chauffeur und betont Tage und will damit andeuten, daß er mehr erwartet.

Schon, schon; soll er kriegen. Versprochen bleibt versprochen. 15 Mark kriegen Sie“, rufe ich ihm zu und klappe meine Briefschale auf. Versucht, jetzt habe ich mein ganzes Kleingeld bis auf 10 Mark ausgegeben. Nach reiche ich dem Chauffeur darum einen Hundshundert-Mark-Schein und dränge. Sie müssen wechseln! Aber schnell, schnell! In zwei Minuten will mein Zug!“

Der Chauffeur zieht eine verschäbte, ausgelebte Tasche, rumzelt die Stirn, murrt, daß er selber nur großes Geld habe.

Ich werde nervös. Er werde doch so viel einzeln haben. Er habe es nicht.

Dann solle er mir seine Adresse sagen, er bekomme das Geld geschickt. Aber jetzt müße ich weg.

Für wie dumm ich ihn denn halte! Ich solle doch wechseln gehen. Natürlich in seiner Begleitung.

Ich gube mich um. Weit und breit kein Geschäft. Und in 1/2 Minute fährt mein Zug. Ich halte einen Mann, eine Dame, einen Mann an. Der eine Mann wird grob, die Dame hat nur Kleingeld, der andere Mann selbst nur großes. In 1/4 Minute fährt mein Zug. Ich bitte den Chauffeur, schleunigst mit an den Schalter zu kommen. Dort werde ich wechseln. Der Chauffeur weigert sich. Er scheint mißtrauisch geworden zu sein. Zu argwöhnen, daß ein Kamptje von mir ihm sein Auto ausspannen wolle. In 1 Minute fährt mein Zug. Der Chauffeur will sich auf nichts mehr einstellen. Er habe nicht die Pflicht auf einen Hundshundert-Mark-Schein herauszugeben. Auf fünfzig, allenfalls 100 Mt. Ja, aber nicht auf 500. In 2/4 Minute fährt mein Zug. Um Himmelswillen! Ich will ihm meine sämtlichen Briefschalten zum Hände lassen. Er sagt, er lasse sich auf gar nichts ein. In einer halben Minute fährt mein Zug. Daufende stehen auf dem Spiel, wenn ich ihn nicht erreiche. Ich gube mich in schredlicher Qual um. Nügendes, nirgendwo Rettung! Da werfe ich dem Chauffeur den Hundshundert-Mark-Schein zu. Der dankt beiläufig und höflich, turzelt und läuft davon. Ich stürze auf den Bahnhofs.

Dort bummeln ägerliche Menschen umher und trauen sich vor den Einloghängen.

Was denn los sei? Eine ganze halbe Stunde Verpätung! So eine Schmeißer aber auch! Ich solle nur denken: Eine ganze halbe Stunde Verpätung.

## Fahrende Händler.

Von Margarete Sellmann (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

„Welcher Mann wird denn jetzt noch so dumm sein, zu arbeiten!“ fragte meine Aufwartersfrau verächtlich. Zu den Dummern gehörte nämlich mein Mann, den sie täglich um 9 Uhr ins Büro gehen sah. „Jeder Mann treibt doch jetzt Handel“, da ist wenigstens was zu verdienen.“

Ob sie recht hat, kann ich nicht beurteilen. Aber daß in Berlin viel Handel getrieben wird, das bestimmt. Ich meine weder die Götterkulte noch die Wäntel, sondern den fahrenden Händler: den Mann mit dem Wagen.

Es wird wenig Dinge geben, die man in Berlin nicht auf dem Wagen kaufen kann. Vor jedem Wochenmarkt finden sich Händler ein, die von ihren Karren aus verkaufen, sowohl am Wedding als auch in den westlichen Stadtteilen Berlins. Da weder Miete für einen Laden, noch Markt-Geld zu

Vertical text on the left margin, likely a price list or index.

zählen ist, so könnten die Waren billiger sein als anderswo; und es ist sicher nur Verleumdung, wenn erzählt wird, daß da häufig gefälschtes Gut rasch zu Geld gemacht werden soll. Unter den Wagen mit Blumen, Obst, Jagdreten, Räucherkerzen, Corneeböden, gepulvertem Holz, billigen und dementsprechend riechenden Seifen, Wachsleinwand, Leder- und Hutwägen, Schuhen, Appellenen, Feigen, Wägen, Seifen, und als Waarenhändler für die reichende Kraft seiner Ware — der Händler nimmt mit Recht an, daß mir Käufer fleißig geworden sind, nachdem es jahrelang nur Wägen nur rationelleren Wert gegeben hat — als Waarenhändler möcht der Händler sich von früh bis abends und zeigt jedem Vorübergehenden mit Stolz seine Arme, die von welchem Schaum bebedt sind.

Ein Wägenhändler erzählt — laut Schild an seinem Wägen — demjenigen 1000 Mark, der ihm nachweist, daß seine Wägen „nicht reell“ gemacht sind. Ein anderer teilt weiß auf schwarz mit, in weichen lesbaren Lettern: „An meinem Wägen speisen Grafen und Barone!“ Es ist klar, daß Kommunisten jetzt besser stützt sind als die früheren „Reichen“, und daß mancher Baron schlechter lebt als ein Volksgenosse. Der Händler erzählt also gar nicht zu schweigen, wenn er mit seiner Kundelei verknüpft ist.

In einer kleinen Quasirasse fand ich auf einem Wägen die Aufschrift: „Guten Boomeilgen, sehr Mark die Flasche.“ Ich drängte mich durch die Menschenmenge und sah, wie ein Händler vom Wägen aus Flaschen in Strohhäfen packte und Geld einwarfte, während ein anderer aus einer Flasche eine wasserhelle Flüssigkeit in ein Glas goss und Raufputzen zum Roiten anbot. Der Gedanke, meinem Mann für wenig Geld eine Flasche des von ihm so hochgeschätzten Boomeilgen mitbringen zu können, kam mir gar nicht zu über. Und als ob der Händler meine Absicht erraten hätte, brühte er mir schleunigst ein Glas in die Hand und schenkte ein „Roiten Sie nur, junge Frau“, redete er mir zu, „Wenn's nicht schmeckt, brauchen Sie nichts zu kaufen.“

Ich weiß nicht, welcher „höllische Trieb“ mich das Zeug wirklich sollen ließ. Es schmeckte abentheuerlich — wie Lakritzsaft, den ich als Kind gegen den Husten trinken mußte. „Schauerhaft!“ sagte ich, was den Mann nicht im geringsten belegte. Er war tug genug, mich sogar noch als Melange zu beugen. „Ein Schoppen für Männer!“ hörte ich ihn lachend rufen. „Nichts für Damen!“ — und schon stülpte er wieder für einen Raufputzen das Glas.

Ich kam leichselig nach Hause. Erstens schmeckte ich mich; ich sagte mir, ich würde doch ganz und gar demoralisiert, wenn ich Schnaps, der maßlosweise getrunken war, beinahe gekauft hätte, mich ein billiges Geschenk zu machen. Zweitens eilte ich hoch, denn nachträglich wurde mir klar, daß aus dem Glase fünfzig eintzig hundert Leute vor mir getrunken hatten, ohne daß es geringst worden war. Drittens aber war mir wirklich hundertend zu Mute nach diesem Verleumdung. Die Tafel Schokolade, die ich mir kaufte, um den Laifgeschmack los zu werden, half mir auch nicht. Das Schmeckte kam jedoch noch: am nächsten Tage las ich in der Zeitung, daß auffallend viele Vergiftungen durch Genuß von Methylohololol vorgekommen wären bei denen, die verfallenen billigen Schnaps getrunken hätten.

Ich habe 24 Stunden lang nur von kaltem Tee und Buhrschlitz gelebt zum größten Staunen meines Mannes, den ich die wahren Grund für diese bedauerliche Noth natürlich verheimlicht habe, um ihm keine Enttäuschung zu bereiten: ich meine nicht meinen vorzeitigen Tod, sondern die ihm zugedachte Flasche Schnaps. Das Schicksal hat jedoch weislich gehandelt. Ich habe nicht mehr zu trinken, und wenn die Ware noch so billig sein sollte!

## Antoine Watteau.

10. Oktober 1684 bis 18. Juni 1721.

Von

Dr. Kurt Gerckenberg.

Privatdozent an der Universität Halle.

Nachdruck verboten.

Der Todestag Watteaus fällt sich zum zweihundertsten Male. Sein Name ist wie ein Jahrbuchwort, das eine Welt unbemerkter Sorglosigkeit und besseren Lebensgenusses vor uns auftritt. In seltsamen Weisen von paradiesischer Schönheit bewegt sich ein frohes selbst gefeiertes Geschlecht voll Anmut in ewiger Jugend dahin. Der Jovok seines Daseins ist die geistliche Vereingung zur Lebensfreude, die seinen zwischen Wechselbeziehungen zwischen Mann und Weib in sublimem, idealistischer Sinnlichkeit voll zierlicher Skulptur.

Was Watteau gemacht hat, ist die postpositive Bekräftigung der feinen Gesellschaftskultur, die in Frankreich um die Wende des 18. Jahrhunderts erwuchs. Hier zuerst entstand die ästhetische Unterhaltung, die zwar ohne Tiefe, doch mit Geist und Witz über Kunst und Wissenschaft zu klauen vermochte. Den Frauen fiel die große Rolle zu, den geistigen Verkehr zu vermitteln, die Salons entstanden. Hier wurden der italienische Schäferroman und die Oper, die um diese Zeit in Frankreich aufkamen, so beliebt, daß ihr Ideenkreis wenigstens für kurze Vergnügungen aus einmal von der vornehmen Welt als Wirklichkeit begriffen wurde; man verließ garanzte Feste. Das sind die Zusammenhänge mit dem wirlichen Leben in der Kunst Watteaus, aber was in Wirklichkeit doch nicht ohne große formliche Entzerrung ausging, wurde von diesem Dichter in zarter idealer Poesie verklärt, wo die liebenswürdige Tändelei und Vertraulichkeit der Poesie, die sich gefunden haben, nie in wilde Entzerrung oder zweideutige Scherze umschlug.

Als Maler der galanten Feste ist Watteau der Erbe jahrhundert alter Künstlerfester Tradition. Schon ein unbefangener niederländischer Kupferstecher des 15. Jahrhunderts wird nach seinen Darstellungen der Meister der Liebesgärten genannt. Vor allem hat Rubens Liebesgärten gemalt, die aber in ihrer heiteren Lebensfülle und ihrem satirischen Sinngehalt sich von der notwendigen Raffigkeit der Menschen Watteaus wie von ihrer geistigeren, zügelteren Art grundtätig unterscheiden.

Was Watteau selber eine solche Prognatur, die mit wölkchen Zügen dem Bogen schimmernden Sinnenfreude trant? Im Gegenteil, er war ein armer Künstler, der nicht menschlich in einmiger Zurückgezogenheit dahinschlief, bis endlich die seltene Krankheit durch eine kurze Reise nach England, wo er durch einen verlässlichen Arzt Beförderung empfing, abtun wurde und sein schüchtern Ende beschleunigte. In seiner Jugend hatte er sich regelrecht durchgehungen. Aus der kleinen Stadt Valenciennes, die bei seiner Geburt

nach niederländisch war, schlug er sich nach Paris durch, da ihn sein Vater nicht mehr ernähren konnte und wollte. Dort sah er zunächst in einer Wägenfabrik und war Spezialist in der Darstellung des hl. Nikolaus. Täglich ein Duzend Wägen, dafür 3 Franken Wochenlohn und täglich einen Teller Suppe. Er war noch bei anderen Meistern, die seine Weiterbildung näher beauftragten. Die größte Bekehrung in ihm jedoch die Natur. Er gelangte nicht nach Göttingen in einer Akademie, sondern ergab sich als Naturgenießer im Park des Palais Luxemburg. Dort gewann er seine Art, die Handlung zu malen mit dem ruhenden und dem Schaum der Wägen, vor denen die feinen Parkbänke in den Gärten verstreut: um so wirksamer auszuführen. Ein musikalischer Flautist beobachtet diese Bilder, das eben so bestrahlt ist, wie die abschließende Skulptur, die der diese Wesen in un-nachahmlicher Grazie bestimmen sitzen, stehen, wandeln und tanzen.

Nicht in der Besetzung in der Zeit des beginnenden Rokoko, das allerdings den Wesen einen zauberhaften Charme verleiht, macht die Bedeutung Watteaus, sondern einmal die Gabe, alle Wirklichkeit in Poesie zu wandeln und dann die künstlerische Kraft, eine neue Welt von Farbigkeit zu schaffen, die durchaus ursprünglich und nur ihm an-gehört ist. Nicht die schönheitsverderbende, fortgesetzte Heiterkeit dieser gesellschaftlichen Welt enthält die Kraftquelle, die in der Wägenfabrik fruchtbar, sondern die neue künstlerische Welt, in der Figur und Handlung zu einer unübertrefflichen Einheit verschmolzen sind.

## Die billigste Stadt.

Berliner Brief.

Von

Nikolaus Mann-Berlin.

Nachdruck verboten.

Berlin hatte einmalm das Ruf, die billigste Stadt Europas — ja der Welt zu sein. Aber das änderte sich im Laufe und nachher gründlich. Für solches es so, als ob die Reichshauptstadt mit der Zeit sogar das teuerste Plaster Europas werden wollte und so lange wir keine Vergleiche mit den Wesen in den anderen Hauptstädten anstellen konnten, waren die Bestimmungen im Recht. Nun aber, nachdem sich der Weltverkehr von lange getragenen lästigen Fesseln wieder frei gemacht hat und die Warenverkehrschaft zum größten Teil befreit ist, erkennen wir zu unserem Staunen, daß Berlin seinen alten Ruf sich langsam wiedererobert. London und Paris, Kopenhagen und Stockholm, Wien und Vindobona, Amsterdam und Rom — von Petersburg, Sankt Petersburg und erst ganz ganz zu schweigen — werden Erbschaften — nicht nur für Luxus- und Verbrauchsgüter, sondern auch für Lebensmittel, daß den Berlinern fast die Augen übergehen. Und das alles angesichts eines erneuten Marktschwundes. Wäre dies Sündenstück in der Preisentwertung nicht vorhanden — wer weiß, ob wir in diesem Sommer nicht wieder eine neue Hoheit von Einfuhr und Exporten aus aller Herren Länder erleben. Aber freilich, denn würden wir wieder die Dummheit sein, da ja leider ein gewisser Teil unserer Kaufleute noch immer nicht begreifen zu haben scheint, daß es gerade im Interesse des Handels und der Industrie liegt, nicht einzelnen mit Gütergütern segneten alles allein zu überlassen, sondern dafür zu sorgen, daß die breite Masse gut und billig die deutschen Erzeugnisse einkaufte. Dadurch ergibt man sie auch zur erneuten Wertschätzung deutscher Waren und lenkt ihren Sinn von den Auslandsvergnügungen ab, die viel zu lange schon unsere Handelsbilanz passiv maden.

Die Gründe für die Billigkeit Berlins gegenüber diesen, ja den meisten Städten im Reich, sind sehr vielfach. Man augenfalligste zeigt sich das in Bezug auf die Lebensmittel. Wer auf einen Schlag viele hundert Zentner Butter, Milchkäse, von Eiern, ganze Eiernbühnen von Gemüse und Obst, woggenweise frische und Wild abnehmen und gleich bar zu bezahlen in der Lage ist, wird immer die Lieferanten für sich haben. Wer jetzt in den allerfrühesten Morgenstunden durch die Berliner Zentralmarkthalle wandert, erlebt dort mit Staunen ein Bild, das der Durchgangsbewohner überhaupt nicht zu sehen bekommt. Da umbrängen die Tausende von Kaufleuten, Händler und sonstigen Wesen für Lebensmittel, die Hallen der städtischen Verkaufsbücherei, in denen die teilweise noch auf den Güterwegen des Alexanderplatzes liegenden Eiernbühnen umhine gehen in wenigen Minuten vor sich und Menge von Lebensmitteln wandern innerwärts ganz ruhig frei aus der Hand des Großhändlers in kleine und kleinste Hände. Denn vor der Halle steht schon die zweite und dritte Garnitur der Wägen, die nicht mit den Tausenden nur so um sich werfen können, die aber trotzdem ein sehr wichtiger Faktor für den Großhändler in der Provinz und am Aktionist sind. Denn wenn sie einmal keine „Meinung“ für irgend-eines etwas „mühsam“ gewordenen Ware haben, so kann der Absatzunternehmer auf einige Meilentransporte anrückiger Städte und Wild, faulenden Gemüses und überausender Obstsendungen rechnen. Den Schaden trägt natürlich der Einkäufer draußen im Lande. Aber das muß mit in den Kauf genommen werden und das er immer noch auf seine Rechnung kommt, beweist der gewaltige Umsatz Berlins, der ihn zu neuer Käufe oder Veranlassung. Wenn er aber etwa „Schwach“ werden sollte, sehen genug andere bereit, kein Amt weiterzuführen. Berlin erhält auf diese Weise nicht nur stets die frischesten und besten Waren, es hat auch im Verhältnis zum Reich die billigsten Preise, da die Waren im allgemeinen durch nicht allzu viele Hände gehen. Daher kommt es, daß schon heute die Butter in Berlin um mehrere Mark billiger verkauft wird als z. B. in butterreichen Thüringen oder gar im freistaat Sachsen, aus dem die dort überwiegende Industrie Bedarfsartikel geschaffen hat. Und neben der Zentralmarkthalle, die nur Markthalle für die „luxuriösen“ Lebensmittel ist, besitzt die Reichshauptstadt den seit der Befestigung der Fleischbewirtschaftung ebenfalls wieder zu neuem Leben erstandenen Zentralhof, der für ihre Millionen das beste und beste Lebensmittel heranschafft. Auch hier ein Betrieb, der größte Willigkeit zur Waren-herstellung hat.

Nur das von den Berlinern so geliebte und an diesen nur um so häufiger benutzte und zu haben ist, macht heute noch in Bezug auf billige Lebensmittel Berlin an den Spitze, denn es hält nach wie vor an dem Ausnahmestande für seine agrarischen Erzeugnisse fest, ohne zu bedenken, daß seine Konkurrenten von keinem preußischen Gewand am der Grenze die Eisenpatente mit Luxus- und Verbrauchsgütern durchdringt und eventuell abgenommen werden, die sie jetzt

Kriegsbeginn aus dem auf diesem Gebiet stets billiger gewordenen Berlin nach Südwestdeutschland ausführen. Tritt erst auch der bayerische Lebensmittelpreis für Berlin noch in die Erscheinung und bringt die hoffentlich bald einsetzende Steigerung der Mark weitere Lebensmittel aus dem Auslande herein, so wird der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo die Reichshauptstadt wieder mit Stolz von sich sagen kann, daß sie die billigste Stadt der Welt ist.

## Literatur.

Wald, Sumpf und Siedlungsland in Ostpreußen vor der Ordenszeit von Dr. Otto Schiller, ord. Professor für Geographie an der Universität Halle a. S. III, 86 S., mit 1 Karte im Maßstab 1:500 000. Verlag Max Niemeyer, Halle E. 1921.

Der einzige Teil erschien in Hermann Haedes „Geographischen Anzeiger“ Schillers Karte der ostpreussischen Landschaft (1920, Göttingen, Julius Perthes). Jetzt legt uns Schiller eine selbständige Veröffentlichung des Ganzen vor: die Karte mit dem Bericht über die Unternehmung. Es ist keine leichte Aufgabe, sich in den Urgrund eines Landes hineinzuversetzen, das ein ganzes Jahrtausend kultiviert worden ist. In lang-jähriger, mühseliger Arbeit ist es Schiller gelungen, den landschaftlichen Zustand Ostpreußens, d. h. Ost- und Westpreußens vor der Ordenszeit zu rekonstruieren. Ein reiches Material kam ihm bei diesem vorgezogenen Volken deutscher Kultur zu Hilfe. Jahrzehnte Arbeiten der Geographen, Forscher, viele wertvolle Überlieferungen vorgelegter Jünger, zahlreiche Handfalten der Kolonialforscher und Städte erbrachten ein reiches Verzeichnis des Siedlungsanges. Schiller führt uns vom Tal der Weichsel aus durch das Gebiet flüßig herab, das mittlere Ostpreußen und das Samland, die große Weichsel, die Weichsel und das Land westlich der Weichsel. Seiner eindringenden Forchtätigkeit verdanken wir die Kenntnis der einzigen Siedlungsflächen und Waldgebiete. Die Karte, die das rein wissenschaftliche Ziel verfolgt, den Zustand des Landes vor der preussischen Kolonisation zu veranschaulichen, ist ein wahres Meisterwerk. Mit peinlichster Genauigkeit und Zauberei sind die ehemaligen und jetzigen Waldgebiete, der heutige oder erst in der Neuzeit urbar gemachte Sumpf oder Moorboden sowie die in der Ordenszeit beliebte Weichselniederung eingezeichnet. Scharf liegen sie aus dem Ganzen die Siedlungsflächen aus der Zeit vor dem Beginn der großen Rodungen und Entwässerungsarbeiten hervor. Die treffliche, aberflüssige Darstellung ermöglicht es, die Karte sowohl als Arbeitsmittel, als auch in gewissem Grade als Informationsmittel beim Vortrag zu verwenden. Es ist erfreulich, daß Schiller bei vorräthiger Veröffentlichung der Karte, so bald die begründete Erläuterung das folgen lassen, die für das vollkommene Verständnis der Karte unerlässlich war. Die auf gründlichster Genauigkeit beruhende, mit zahlreichen Literaturangaben und Belegen versehene überflüssige Arbeit, wie auch die sorgfältige Karte verdienen höchste Anerkennung.

Fr. Schärer.

Kabinentrakt Tagore. Sachhana. Der Weg zur Rosen-bung. Kurt Wolff Verlag, München.

Wer hat vor einem Jahrzehnt auch nur den Namen des indischen Dichters und Philosophen gekannt, geschweige denn eines seiner Werke? Heute ist er in aller Mund, heute macht er wie ein „Star“ eine Tournee durch die Kunststätten Europas und wird wie ein Fürst im Reich des Geistes gefeiert. Und man darf nach der Lektüre des Buches wohl fragen, daß der Literatur-Nobelpreis, der vor einigen Jahren Tagores Namen bekannt machte, keinem Unwürdigen zugewendet worden ist. Wer in diesen entsetzlichen Zeiten, in denen trübseligste Selbstsucht und Gemüthsnot wahre Drogen liefern, sich in reinere Regionen flüchten will, der greife zu Tagores Buch; es wird ihm nicht nur einen hohen ästhetischen Genuß bereiten, er wird auch großen Gewinn für sein inneres Selbst daraus ziehen und es immer und immer wieder lesen. Er braucht nicht lange zu forschen nach Goldminen der Weisheit, sie liegen in schier überreichlicher Fülle an der Oberflache ausgebreitet. Ein Wunsch bedarf es auf: Wägen nur die Gemaltigen dieser Erde — insbesondere die unerreichten Freunde — Gelegenheit haben, ihre Weisheit aus dem Buch dieses hervorragenden Inders zu schöpfen, mögen sie sich j. V. gelangt sein lassen, was der Verfasser auf S. 153 ausführlich, daß eine Kultur nicht nach der Summe der Macht, sondern nach der Summe der Menschlichkeit beurteilt und bewertet werden muß, die sie entwickelt und in ihren Gesetzen und Einrichtungen zum Ausdruck bringt. — Man muß selbst nachlesen, in welcher prägnanter Weise Tagore eine Brücke zwischen den Anschauungen des Orients, deren überzeugter Anhänger er ist, und denen des Westlandes schlägt. Dem Verlag gebührt für die Ausstattung des Buches besondere Anerkennung.

Dr. T.

Wissenschaftliche, chemisch-technische Notizen für die Jahrbuch. Vierte vollständig umgearbeitete, bedeutend verbesserte und erweiterte Auflage. Wien und Leipzig, V. Hartlebens Verlag.

Wenn ein Buch in kurzer Zeit in vierter Auflage erscheint, muß es doch wohl einen Bedürfnis entsprechen. Es enthält auf fast 700 Seiten eine außerordentliche Fülle von praktischen Vorschriften und Methoden und ist als Nachschlagewerk warm zu empfehlen.

D. T.

Die bayerischen Bauernräte. Eine soziologische und historische Untersuchung über bäuerliche Volkst. Von Dr. Wilh. Wates. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Die Franzosenbergsicht in Oberlofen. Eine Anflage-schrift von Kammergerichtsrat Dr. Ernst Sontag. — Industrieverlag Spath u. Linde, Berlin C 2.

Niobe Allinger. Vater und Sohn. Zwei Erzählungen von Niobe Allinger. Mitl. Geh. Ober-Regierungsrat und Ministerialdirektor im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin. Verlag von Reclam & Co. in Leipzig und Bielefeld und Leipzig.

Ein neues lebendes Buch aus der Feder des durch mannigfache Veröffentlichungen bei Literaturfreunden bekannt gewordenen Ministerialdirektors Dr. Jahnke. Der Band bringt uns überaus fein empfundene, von zarter Poesie durchdrungene Erzählungen, die allen Freunden gesunder Poesie warm empfohlen werden können.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 64, Form. 0220 u. 1634.